

Der Mann hat erstaunlich gute Laune. „Die Leute sollen Spaß haben“, sagt er. Dann geht er los, beschwingt, und gibt vor motivierter Mannschaft den fröhlichen Zampano, launige Sprüche inklusive. Dabei ist Wilfried Kaets Anführer einer ungewöhnlichen Truppe, die sich, ganz im Ernst, dem professionellen Lamentieren verschrieben hat. Der 49-Jährige leitet den Kölner Beschwerdechore. Und lauthals Frust loswerden, ist offensichtlich befreiend.

Mehr als 50 Menschen haben sich an diesem Sonntagnachmittag in der Saal einer Kirchengemeinde zur Probe eingefunden. Ein kollektiver Seufzer zu Beginn – und schon singen sie gemeinsam an: gegen den deutschen Steuerdschungel, gegen Zweiklassen-Medizin und zu viel Bürokratie. „Jetzt gibt's was auf die Ohren“, schmettern sie inbrünstig.

Doch es hat nichts Verbissenes, wenn die Sänger einen Kurzstrecken-Tarif für Taxis einfordern oder sich darüber beklagen, dass ihnen keine Blumen schenkt. Etwas Ironie schwingt stets mit. Das liegt vor allem am Chorleiter. Kaets ist alles andere als ein Miesepeter. Er ist ein Macher und verspricht lieber demjenigen, der zur nächsten Probe einen weiteren Bass-Sänger mitbringt, zwei Piccolo. „Mit dem Kölner Dreigestirn drauf.“

Beschwerdechore-Sänger lamentieren andauernd – verbiesterte Zeitgenossen sind sie jedoch nicht.

Kein Wunder, dass die Aktiven ihren Chef als Glücksfall bezeichnen. Überreden mussten sie ihn für dieses Projekt jedenfalls nicht. Beschwerden als Kunstform, „diese Idee ist so skurril, dass sie wieder spannend ist“, meint Kaets. Es sei ein bisschen bürgerschaftliches Engagement, aber auch die „Transformierung von Ärger und Frust in etwas Kreatives, Positives“.

Genau so hatten es sich die beiden Ideen-Geber, Tellervo Kalleinen und Oliver Kochta-Kalleinen, gedacht. Das finnisch-deutsche Künstlerpaar stellte fest, wie viel Zeit die Menschen damit verbringen, sich zu beschweren: über das Wetter, rückwärtslose Autofahrer oder den blöden Nachbarn. Warum also nicht die Leute ihre Klagen singen lassen?, fragten sie sich – und gründeten 2005 in Birmingham den ersten „Complaints Choir“. Von dort ging die Idee um die Welt. Heute existieren Beschwerdechöre in Melbourne, Tokio, St. Petersburg oder Zürich.

Den größten allerdings gibt es seit 2008 in Köln. Rund 70 Aktive zählt der Chor zurzeit, rheinischer Frohsinn und gemeinschaftliches Meckern geht offenbar gut zusammen. „Fremde Hunde wollen immer nur spielen, obwohl ich das nun gar nicht will“, singen sie etwa. Viele der Beschwerden haben die Sänger selbst beigesteuert, geschrieben auf kleine Zettel. Andere Textteile stammen von der Internetseite des Chors (www.beschwerdechore.de), auf der



Protest nach Noten

Warum immer nur den ganzen Ärger in sich reinfressen oder rausbrüllen, wenn man ihn sich auch von der Seele singen kann? In Köln gibt es den weltweit größten Beschwerdechore. Und der nimmt kein Blatt vor den Mund. Von Achim Graf



LASS ES RAUS! Der Kölner Beschwerdechore unter Leitung von Wilfried Kaets (links am Klavier) übt für den Auftritt in der Comedia Köln am 14. November. Über die Leistung der Laien-Sänger kann der Dirigent nicht meckern. (foto: gax)

die Besucher aufgerufen sind, im Gästebuch ihrem Ärger Luft zu machen.

Chorleiter Kaets, Musiker und Komponist im Hauptberuf, hat diese Aussagen vertont. Rund 700 seien es mittlerweile und alle habe er irgendwo eingebaut, erzählt er. An ein Lamento über diese Magengeschwüre schließt sich nahtlos der bizarre Wunsch nach einem „Abo auf kostenlose Streuselblätter“ beim Bäcker an. Dinge gegeneinander zu stellen, die nichts miteinander zu tun haben, das mache er gern, sagt Kaets. „Ein Lachen provozieren, das am Ende vielleicht gefriert.“

Zweimal bereits durfte dies die Gruppe bei der Kölner Musiknacht in der ehrwürdigen Philharmonie der Domstadt versuchen. Das habe ihn gereizt, gibt Martin Schwarz zu. Der 44-jährige Kölner wollte „einmal auf der anderen Seite stehen“, spricht: auf der Bühne. Nun ist er einer der wenigen Bässe im Chor, und auch eine Beschwerde hatte er mitgebracht: „U-Bahn-Aufzüge sind keine Urinale“. Dass die gesungene Klage in der Gesellschaft etwas zu ändern vermag, glaubt er wie die meisten Mitstreiter zwar nicht. „Aber es gibt viele im Publikum, die ähnlich empfinden. Die freuen sich, dass sie nicht alleine sind.“

Das musikalische Repertoire ist dabei ebenso vielschichtig wie die Beschwerde-Motive, reicht von Klassik über Pop bis hin zu Hip-Hop-Elementen.

Bürokratie, Taxi-Preise, Steuerdschungel, Magenleiden: Es gilt, harmonisch den Dampf abzulassen.

Vor zwei Jahren habe er mit einfachen Stücken angefangen und sie dann der Fähigkeiten der Sänger entsprechend weiterentwickelt, sagt Kaets. Dass man damit vor anspruchsvollem Publikum bestehen konnte, begeistert ihn nach wie vor, denn viele hatten bis dato keinerlei Chor-Erfahrung. Doch das war auch gar nicht die Absicht. Im Gegenteil.

„Unser Ziel ist es, Kultur jedermann zugänglich zu machen – und das ist ja Teilhabe pur“, schwärmt Robert von Zahn, Geschäftsführer des Landesmusikrates Nordrhein-Westfalen. Von Anbeginn unterstützte der Verband deshalb das Kölner Projekt organisatorisch, nach zwei Jahren Anschubfinanzierung muss sich der Chor nun selbst tragen. Leicht wird das nicht. Vor allem die vielen Texte, das Ordnen und musikalische Umsetzen, sei extrem aufwendig, sagt von Zahn. Dafür müsste man den Chorleiter exorbitant bezahlen. „Oder er muss begeistert sein.“

Das ist Wilfried Kaets ganz ohne Zweifel. Margarethe Lichtenberg, 29, verpasst keine Probe bei ihm, obwohl es eigentlich gar nichts gibt, worüber sie sich beschweren müsste. „Wir haben einfach Spaß, man lacht sehr viel“, sagt sie. Auch ihre Mutter Marliese, 58, fand die Idee toll, „den ganzen Ärger des Alltags wegzusingen“. Gern auch stellvertretend. Wie für jeden Zeitgenossen, der sich per Internet beschwerte: „Ich würd' gerne bei euch singen, doch fehlt mir die Zeit.“

ANJAS ANSICHTEN

Ich seh' orange

Kürbisse gehören inzwischen zum Jahreslauf wie Osterhase und Weihnachtsbaum.

VON ANJA FRISCHMANN

Wird Ihnen zurzeit auch manchmal abrupt orange vor Augen? Nicht, weil Sie versehentlich kopfüber in einen Berg Herbstlaub gestolpert sind oder sich die schrullige Nachbarin beim Haarefärben vertan hat. Nein, der rotgelbe Flash liegt an der momentanen Kürbisbesessenheit.

Saisonales Obst gut und schön, doch man kann derzeit keinen Schritt mehr



tun, ohne irgendwo Kürbissuppe zu schnuppeln, über Zierkürbisse zu stolpern oder um Rezepte für Kürbislasagne, Kürbispuffer, ja sogar Kürbiseis angegangen zu werden. Wählt man in der Kantine nicht das Kürbisgratin, gilt man als wunderlicher Sonderling, und hat man inzwischen nicht mindestens einen Riesenkürbis nach Hause gewuchtet, um ihn zu Halloween (noch so ein jahreszeitlicher Terror!) mit aufwendigen Schnitzarbeiten zu verzieren und beleuchtet in den Vorgärten zu stellen, ist das fast so frevelhaft, wie keinen Weihnachtsbaum zu haben.

Zum Glück ist es ja bald wieder vorbei: Spätestens im Februar werden die letzten Runzelexemplare aus den Auslagen gerollt. Um Platz zu machen für den gnadenlosen Bärlauchwahnsinn. (foto: dapd)

TRAUMMANN DER WOCHE

EVANS WADONGO Hoffnungsschimmer



Er ist zwar kein Flaschengeist, trotzdem hat Evans Wadongo vielen Menschen in Kenia mit seinen „Wunderlampen“ einen Wunsch erfüllt. Der 23-jährige Kenianer erleuchtet die Dörfer des Landes mit solarbetriebenen LED-Lampen. Er nennt sie Mwanga Bora, was in der Landessprache Suaheli „gutes Licht“ bedeutet. Wadongo musste selbst beim schwachen Licht einer Kerosinfunzel für die Schule pauken. Heute ist er Ingenieur und sein Ziel ist, dass die Dunkelheit kein Kind mehr von Bildung fernhalten soll. In den vergangenen fünf Jahren hat er mehr als 14.000 Solarlampen verteilt. Ein Mann, der wirklich Licht ins Dunkel bringt. (flä/foto: afp)

Ferkelei am Schweinerücken

Die als prüde geltenden Briten frönen eifrig dem Liebesspiel unter freiem Himmel. Nicht zur Freude aller. Von Jochen Wittmann

Andere Nationen, so lautete einst das Vorurteil, haben ein Sexualleben. Die Briten dagegen haben Wärmflaschen. Mittlerweile hat sich das gründlich geändert. Und manchmal treiben es die Briten so bunt, dass sie zur Lachnummer werden. Wie bei der Posse von Puttenham, wo der Gemeinderat Rindviecher einsetzen will, um lieblose Landsleute vom Sex im Freien abzuschrecken.

Ausgangspunkt des dortigen wulstigen Treibens ist ein Rastplatz an einer Landstraße in der Grafschaft Surrey südwestlich von London mit dem wenig romantischen Namen Hog's Back, „Schweinerücken“.

Hierher kommen nicht nur Leute, die die schöne Landschaft genießen wollen. Zum Leidwesen der Einwohner der benachbarten Gemeinde Puttenham ist Hog's Back immer mehr zum Schauplatz von Eskapaden geworden, die die Dörfler nicht romantisch, sondern schweineisch finden. Denn die Rastenden zieht es oft in an-

grenzende Wiesen und Gebüsche, wo sie sich unzünftig miteinander vergnügen. Männlein mit Weiblein nachts, Männlein mit Männlein vorwiegend tagsüber. Gerne auch unter Beobachtung und mit Wildfremden. Zu oft, wie viele Bürger meinen. Rund 300 haben eine Petition unter-

„Dogging“ ist beliebt bei den Briten. Einst stand es für Gassigehen, heute steht es für Freiluft-Sex.

zeichnet, in der sie dagegen protestieren, dass Hog's Back „für alle Arten sexueller Aktivität bei Tag und Nacht“ genutzt wird. Die Behörden sollten den Rastplatz schleunigst dichtmachen. Der Gemeinderat fasste sich mit der Sache, beschloss aber, dass eine Schließung zu weit ginge, weil sie „unfair gegenüber legitimen Besu-

chern“ wäre. Und gegenüber dem anliegenden Café, für das weniger Kunden wohl das Aus bedeuten würde.

Stattdessen hatte man die Idee, dass sich künftig Stiere auf den Wiesen tummeln sollen, die zum Schauplatz des Lasters wurde. Beim Anblick der Rindviecher, so die Überlegung, würden es sich die Sextouristen zweimal überlegen, ob sie sich in die Furchen legen wollen. Hatte nicht eine ähnliche Maßnahme in einem Freizeitpark in Hampshire illegales Camping verhindert?

Die Bewohner des wohlhabenden 2500-Seelen Dorfes dagegen halten von der Idee überhaupt nichts. „Glauben die wirklich, dass sich eine Horde von Perversen von ein paar Stieren abschrecken lässt? Wahrscheinlich wird sie das nur noch mehr anreizen“, empört sich etwa Sarah Green.

Was sie und andere Mütter besonders aufregt ist, dass sich die Paarungsrituale wenige Hundert Meter vom Dorf entfernt und in Sichtweite von Kindergarten und Grundschule abspie-



ANSTÖSSIGER ORT Malerisch zieht sich im Hintergrund der englische Höhenzug „Hog's Back“ durchs Bild. An seinen Hängen tobt das pralle Leben. (foto: wikimedia)

len. „Kein Kind hat bisher etwas mitbekommen“, meint Camilla Palmer, aber die Gegend sei zum Sperrgebiet für Kinder geworden: „Versteckspielen dort wäre undenkbar.“

Hog's Back ist nur einer von Tausenden Plätzen im Vereinigten Königreich – allein in Surrey sind es laut einschlägigen Internet-Listen 41 –, wo sich die Briten ihrer Leidenschaft fürs „dogging“ hingeben. Der Begriff leitet sich von „walking the dog“ – Gassigehen – ab und war die Standardentschuldigung gegenüber der Polizei, als Freiluft-Sex noch verboten war.

Heute ist er das nur, wenn sich Unbeteiligte daran stören. Aber man kann ja von den braven Bürgern Puttenham nicht erwarten, ständig in den Büschen zu lauern, um Anstoß zu nehmen. Vorerst hat die Polizei ein Schild aufgestellt, das vor „Aktivitäten inakzeptabler Natur“ im Umfeld von Hog's Back warnt. Vielleicht nehmen die Lustlinge ja auch vor den Stieren Reißaus. Oder vorm schlechten Wetter, wenn der Winter kommt.